

Grand Prix Literatur 2016 für den Tessiner Schriftsteller
Alberto Nessi und den Arabisten Hartmut Fähndrich SEITE 36Fotograf, Filmemacher, Maler, Grafiker, Galerist
und Verleger – zum Tod von Ernst Scheidegger SEITE 37

So kopflos will niemand durch zarte Landschaft trampeln – aber die Videoinstallation von Jin JIANGBO macht den Besucher zum Tinten-Godzilla.

ELSA MUDAME

Als Elefant im Porzellanladen

Die Ausstellung «Chinese Whispers» zeichnet ein China-Bild voller Brüche – und setzt den Betrachter mit hinein

SAMUEL HERZOG

Es ist eigentlich ein Wunder, dass nicht öfter Menschen einfach verschwinden, wenn sie vor chinesischen Tuschmalereien stehen. Vor allem die Landschaften, in denen sich alles nur mit ein paar wenigen Pinselstrichen andeutet, haben eine enorme Entführungskraft. Kaum tritt man vor sie hin, beginnt das Auge über die gekrümmten Brücken zu wandern, die von Wolken halb verhüllten Hügel zu erklimmen, den Segelbooten nachzutreiben und Seite an Seite mit den Kranichen über die knorrigen Kirschbäume hinwegzuleiten. Man fühlt eine seltsame Sehnsucht, sich ganz in diese Bilder hineinzuträumen, den Wind im Gesicht zu spüren, den Schnee auf der eigenen Haut vergehen zu lassen, den Duft der Kiefern zu riechen – oder zum Gedicht zu werden, zur Beschreibung, zum Zeichen, zum Klang, der sich vereint mit dieser anderen Welt und in der Tiefe des Bildgrundes verhält. Der Wunsch, in diese Landschaften hineinzuschmelzen, wird auch von der Hoffnung begleitet, auf solchem Weg etwas von der Seele dieser fremden Kultur aufzunehmen, etwas von ihrer Eigenart nachempfinden zu können, ihr auf eine poetische Weise nahe zu sein und sich für einmal nicht wie der europäische Elefant im chinesischen Porzellanladen vorzukommen.

Chinesisches Flüstern

Jin JIANGBO erfüllt uns diesen Traum mit seiner interaktiven Videoinstallation «Poetic Writing for Nature». Dank Kamera und modernster Computertechnologie erscheinen wir selbst als Tuschzeichnung in klassischen Landschaften, die auf eine lange Wand projiziert sind. Das passt gut in eine Ausstellung, die uns eine Ahnung von dem Lebensgefühl im heutigen China geben will: «Chinese Whispers» heisst die Schau, die im Kunstmuseum Bern und im Zentrum Paul Klee rund 150 Werke chinesischer Gegenwartskunst präsen-

tiert: grosse Installationen, viel Malerei, etwas Fotografie und etwa zehn Videoprojektionen. 60 Prozent des Gezeigten stammen aus der M+ Sigg Collection – sind also Teil jenes Konvoluts, das Uli Sigg 2012 dem Museum M+ in Hongkong geschenkt hat, welches 2019 seine Tore öffnen soll. Die übrigen Arbeiten stammen aus der Sammlung, die er heute selbst aktiv bewirtschaftet. Es ist bereits das zweite Mal, dass Uli Sigg die Räume des Berner Kunstmuseums füllt – 2005 wurden unter dem Titel «Mahjong» hier vor allem Werke jener Künstler gezeigt, die bereits 1999 an der Biennale von Venedig zu sehen gewesen waren. An dieser von Harald Szeemann kuratierten Ausstellung trat die chinesische Gegenwartskunst (ebenfalls mehrheitlich aus der Sammlung Sigg) erstmals an die Weltöffentlichkeit – seither sind viele dieser Künstler zu Stars avanciert, deren Arbeiten auf dem Kunstmarkt Höchstpreise erzielen.

Erschlaffter Panzer

Was es nun in Bern zu bestaunen gibt, ist zu einem grossen Teil neu. Zwar sind auch ein paar der ganz berühmten Künstler vertreten – Fang Lijun etwa (der Maler lachender Glatzköpfe), Xiao Yu (der die Welt mit einem geflügelten Embryo schockierte), der Camera-obscura-Fotograf Shi Guorui, die Video-Punkerin Cao Fei und natürlich Ai Weiwei. Manche der Klassiker aber sind mit ganz ungewohnten Arbeiten präsent: Zhao Bandi zum Beispiel, der es mithilfe eines Panda-Teddybären zu Welt-ruhm gebracht hat, hat sich auf seine Wurzeln als Maler besonnen und zeigt nun eigentümlich akademisch wirkende Bilder. In «China Lake C» sehen wir junge Menschen in coolen Party-Kleidern, die sich fröhlich mit Wein und Champagner zuprosten. Sie stehen jedoch, scheinbar ohne es zu merken, in einem sumpfigen Gewässer – eine Metapher für eine Generation von jungen Stadtmenschen, die nach Ansicht des Künstlers nicht wissen, worauf sie ste-

hen, worauf sie ihre Karrieren und ihre luxuriösen Leben bilden.

Eine der auffälligsten Installationen stammt von He Xiangyu, der ein Panzerfahrzeug in Originalgrösse aus feinstem Kalbsleder hat nähen lassen. Schlapp wie ein Ballon, aus dem man die Luft gelassen hat, liegt das Kriegsgerät vor uns am Boden. Lächerlich wirken auch die alten Herren in der Installation «Old People's Home» von Sun Yuan und Peng Yu. Sie ähneln Machthabern verschiedener Nationen – scheinen jedoch allesamt nicht mehr Herr über Körper und Geist. In Anzügen und Uniformen sitzen die lebensseht wirkenden Figuren verkrümmt und verdattert in Rollstühlen, die wie Staubsauger-Roboter ziellos umherfahren, gegeneinander stossen, sich verheddern oder stumpf wieder und wieder gegen die Mauer fahren.

Auf andere Weise gleichgültig ist der «Iron Man» in einem Video von Wang Qingsong. Wieder und wieder wird sein Gesicht von Fäusten malträtiert – doch es scheint ihm nichts auszumachen. Die Adern auf Stirn und Wangen platzen ihm auf, Blut rinnt ihm in die Augen und über die Flügel der Nase, die Lippen hängen in Fetzen – endlich zeigt er dann doch eine Reaktion: Er lacht, als sei alles ein Witz, was es, so müssen wir annehmen, wahrscheinlich auch ist.

Krude geht es auch in den Szenen zu, die Chi Lei in einem «Red Star Motel» aufgenommen hat. Da werden Morde begangen und Drogen genommen. Pornos gedreht und Prostituierte betrogen, dunkle Geschäfte gemacht und exzessive Partys gefeiert. Das Gegenteil solch explosiver Existenzen repräsentieren die Beamten, die Song Ta zu Hunderten in kleinen Zeichnungen porträtiert hat. All diese Herren und Damen wirken leicht gelangweilt, ein wenig gebückt und vor allem unendlich brav.

«Chinese Whispers», der Titel der Ausstellung, bezieht sich auf ein Spiel, das auf Deutsch als «Stille Post» bekannt ist: Kinder sitzen im Kreis und flüstern sich eine Botschaft von Ohr zu Ohr, die sich allmählich verwandelt.

Kuratorin Kathleen Bühler spielt damit auf die Art und Weise an, wie Gegenwartskunst aus China in den Westen gelangt ist – begleitet von vielen Missverständnissen und Fehlinterpretationen.

Zerbröckelte Tradition

Dabei hat die Ausstellung aber durchaus den Anspruch, mit den Mitteln der Kunst ein Bild des heutigen China zu zeichnen und eine Ahnung davon zu vermitteln, wie sich ein Leben in diesem Land anfühlt. Wenig erstaunlich, scheinen es Brüche und Widersprüche aller Art zu sein, die den Alltag im heutigen China bestimmen. Auf sie stösst man in der Ausstellung auch dort, wo man sie nicht unbedingt vermuten würde – in den Arbeiten zum Beispiel, die sich mit Natur und Landschaft beschäftigen. Von Shi Jinsong etwa gibt es eine kleine Pinie zu sehen, die elegant ihre Nadeln in die Luft streckt – und uns spontan an die Bäume in vielen Tuschmalereien erinnert. Der Haken an der Sache ist, dass die Pinie aus zersägten Teilen toter Bäume besteht, die von Nägeln und Schrauben zusammengehalten werden – also haben wir hier ein künstlich zusammengestückeltes Element traditioneller Landschaftsmalerei vor uns.

In ähnlicher Weise haben viele Dinge in dieser Ausstellung einen Haken. So auch die interaktive Installation von Jin JIANGBO. Er hätte uns ja als zarte Wesen, als feine Tuschestriche durch seine Landschaft führen können – nicht grösser als die Figuren, die sie sonst bevölkern. Der Künstler aber setzt uns als massive Tuschetrampeln ins Bild, die überdies die Zeichnung zum Verschwinden bringen. Statt sanft mit diesen Brücken, Bäumen, Bergen und Pagoden zu verschmelzen, ist also das Gegenteil der Fall: Die Landschaft droht sich in uns aufzulösen.

Chinese Whispers. Neue Kunst aus den Collections Sigg und M+ Sigg. Kunstmuseum Bern. Bis 19. Juni 2016. Katalog (Prestel-Verlag), Fr. 38.–.

Brückenbauer

Mit Uli Sigg China verstehen

PETER A. FISCHER

Wer zum ersten Mal nach Schanghai oder Peking reist, fühlt sich schnell wie erschlagen. Wälder von Hochhäusern lassen die Erinnerung an die Skyline von Manhattan verblassen. Alles wirkt gigantisch, auch die sich in den Häuserschluchten bewegenden Menschenmassen – und verblüffend hypermodern und westlich. Wer etwas länger bleibt, wird allerdings feststellen, dass die urbane Grossstadt-Fassade nur eine Facette von China ist und dass sich die Menschen in der glänzenden neuen «Hardware» mitunter ganz anders verhalten, als es westliche «Software» erwarten lassen würde.

Das Leben in China spielt sich viel mehr als im Westen in der Menge und in der Familie ab und ist von uns fremden Denkweisen geprägt. Dass der Einzelne der Obrigkeit mit buchstäblicher Ehrfurcht gegenübertritt, dass viele nach Konsumgütern und Statussymbolen dürsten, sich manche völlig unkritisch geben und andere wiederum dauernd Grenzen auszuloten scheinen – all das ist erst im Kontext des unglaublich rasanten Wandels zu begreifen, den China in den letzten vier Jahrzehnten durchgemacht hat.

Der Dokumentarfilm «The Chinese Lives of Uli Sigg» des Theaterintendanten Michael Schindhelm, der dieser Tage in die Kinos kommt, bietet dazu faszinierende Innenansichten eines Westlers, der wie kaum ein anderer diesen Wandel aus eigener Anschauung kennt. Schindhelms Werk ist ein spannendes filmisches Porträt des unpräzisions-nachdenklichen, kreativen und ambitionierten Managers, Quereinsteiger-Diplomaten und Kunstsammlers Uli Sigg. Einzigartig macht den Film, dass er einem Protagonisten nachspürt, der als junger Mann eher zufällig in ein Reich der Mitte gerät, das noch vom Rest der Welt abgeschottet und völlig verarmt ist, gesunden von den Wirren und Ängsten der Kulturrevolution und der Politik des erst vor kurzem verstorbenen Chairman Mao.

Uli Sigg und der Schindler-Konzern versuchen 1979 mit einer stark leninistisch-maoistisch geprägten, in heruntergekommene Fabrihallen frühindustriell wirkenden chinesischen Mannschaft das erste Joint Venture im kommunistischen China auf die Beine zu stellen. Eingehendere persönliche Kontakte mit Chinesen sind verboten. Mitglieder des Verwaltungsrates halten ellenlange Monologe, die es besser nicht zu unterbrechen gilt. Die Chinesen wollen lange nicht akzeptieren, dass die für Schweizer keineswegs fürstliche Entlohnung für entsandte Fachleute so viel betragen soll wie die Löhne von 120 chinesischen Arbeitern. Ein Schweizer, der schliesslich doch entsandt wird, bannt Zeitgeschichtliches auf Filmrollen, inklusive der vielen an der Fabrikstrasse aufgehängten Anzeigen, die sich als Verkündung von in der Nähe vollzogenen Hinrichtungen entpuppen.

Uli Sigg ist als Manager erfolgreich und politisch gut vernetzt, als Studentendemonstrationen vom Militär 1989 brutal niedergeschlagen werden. 1990 verlässt er das Joint Venture, doch 1995 kehrt er als Schweizer Botschafter wieder nach Peking zurück. Was ihm früher selten möglich war, ohne die Künstler zu gefährden, intensiviert er nun: Er sucht den Wandel in China über die moderne chinesische Kunst und deren Auseinandersetzung mit diesem zu verstehen und zu dokumentieren. Dadurch gerät Sigg schon früh mit vielen heute führenden chinesischen Künstlern in Kontakt und öffnet manchen ein Fenster zum westlichen Kunstmarkt. Michael Schindhelm lässt in seinem Film deren acht zu Wort kommen. Ihre Aussagen lassen nachvollziehen, wie hier mit Uli Sigg ein Wanderer zwischen den Welten Brücken baute und baut. Der angenehm schnörkellose Dokumentarfilm führt geschickt auf sie – und weckt Lust auf die nächste Reise in das faszinierende Reich der Mitte.